

**[s.n.]**

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **57 (1931)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.09.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Durch diese gründliche Situationschilderung wird es dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, daß innerhalb jener Kirche eine feierliche Hochzeitszeremonie vonstatten ging, und aus der Anwesenheit der Equipagen und der Photographenapparate ergibt sich der weitere zwingende Schluß, daß es sich um eine vornehme Hochzeit handelte.

Unbegreiflich war mir an der ganzen Sache lediglich, warum mein Freund Utridge, der eingefleischteste aller Junggesellen, es für nötig oder wünschenswert hielt, uns der wartenden Zuschauer-menge anzuschließen.

„Warum,“ so fragte ich schüchtern, „müssen wir hier stehen bleiben, um dem Leichenbegängnis eines wildfremden Menschen zuzuschauen?“

Utridge war so in Gedanken versunken, daß er zunächst nicht antwortete. Dann entschlüpfte ihm ein hohles, heiseres Lachen, im Klange etwa dem Todeschrei einer Maus ähnlich. „Wildfremden Menschen, du Idiot!“ bemerkte er mit der ihm eigenen Drastik. „Du weißt wohl nicht, wen man da drin verheiratet?“

„Wen denn?“

„Teddy Weeks.“

„Teddy Weeks? Teddy Weeks? Ist es die Möglichkeit?“ rief ich in einer grammatisch nicht ganz einwandfreien Form, die freilich durch die plötzliche Erinnerung an diesen Namen und alles, was damit zusammenhängt, begreiflich wird.

Fünf lange Jahre stiegen aus dem sogenannten Meer der Vergessenheit wieder an die Oberfläche meines Bewußtseins.

Damals war unser Stammlokal ein kleines italienisches Restaurant, dessen Inhaber auf den schönen Namen Barolini hörte und dessen Küche zwar nicht übertrieben gut, aber billig war. Dort pflegten wir uns fast täglich zu treffen: mein Freund Utridge, auch damals schon den Kopf voll weitreichender Projekte, ich und vier andere verfannte Genies. Teddy Weeks, der Schauspieler, für dessen eminente Fähigkeiten die Bühnenleiter eine ihm selbst unerklärliche Blindheit bezeugten, Viktor Beamish, der Maler, der, anstatt die großen Gemälde seiner Phantasie zu schaffen, sich mit gelegentlichen Reklamezeichnungen ein unwürdiges Brot verdiente, Bertram Fox, Autor der „Macht des Schweigens“ und anderer, nicht minder gewaltiger und bisher unzensurierter Großfilmanuskripte, und schließlich Robert Dunhill, der mit einem zwar kleinen aber sicheren Gehalt bei der Neuen Asiatischen Bank angestellt war und das nüchterne, kommerzielle Element unseres Freundeskreises repräsentierte.

Stundenlang saßen wir allabendlich bei Barolini, in angeregte Gespräche vertieft, deren Wortführer fast stets Teddy Weeks war.



Es war vor einer Kirche, aus deren Tor wie eine rote Zunge ein langer Teppich bis zum Straßenrand reichte, an dem einige Equipagen und Automobile warteten.

Ihn brauche ich nicht zu beschreiben. Er ist heute den Backfischen und andern Autographenjägern seines Vaterlandes, sowie allen Lesern illustrierter Zeitschriften eine wohlbekannte Persönlichkeit, freilich unter einem schöner klingenden Namen. Dessen Träger aber war damals schon genau so schön wie heute. Er hatte dieselben dämonischen Augen, denselben ausdrucksvollen Mund, dieselbe kühne Nase, dieselbe schlanke Figur und dasselbe kunstvoll gewellte Haar, das heute noch die zahllose Schar seiner Verehrerinnen so treu bewundert. Damals mußte er sich auf uns fünf Freunde beschränken, die er in den Abendstunden bei Barolini über die böserartige Mißgunst seines Schicksals zu unterhalten pflegte. Den Grund alles Unglücks sah er, genau wie sein Freund Utridge, in dem ebenso bedauerlichen, wie konstanten Mangel an Kapital.

„Ich habe alles, was man zum Erfolge braucht,“ sagte er in dem ihm eigenen melodischen Tonfall, unterstützt durch grazile Bewegungen des Kaffeelöffels. „Ich sehe gut aus, ich habe Talent und ich bin ein guter Sprecher. Also alles, was man braucht. Und warum erreiche ich nichts? Weil ich keine anständige Garderobe habe. Diese Direktoren und Agenten sind sich alle gleich. Sie alle verstehen nicht, unter die Oberfläche zu blicken. Keiner von ihnen ist fähig, in einem Menschen den genialen Funken zu entdecken. Das einzige, was ihnen imponiert, ist Garderobe. Wenn ich es mir leisten könnte, mir bei einem ersten Schneider ein paar Anzüge bauen zu lassen, und wenn ich gute Schuhe hätte, wenn ich mir nur einmal einen eleganten Hut, ein Paar anständige Samaschen und ein goldenes Zigarettenetui verschaffen könnte, ich würde sofort ein Engagement an einer großen Bühne bekommen. Aber so...“

In diesem Moment kam Freddy Lunt an unsern Tisch. Freddy war genau so, wie sein Freund Dunhill, ein werdender Finanzmagnat und auch ein Stammgast bei Barolini. Es fiel uns auf, daß wir ihn längere Zeit nicht gesehen hatten. Wir erkundigten uns nach den Gründen.

„Ich habe im Bett gelegen,“ sagte Freddy. „Ueber vierzehn Tage.“

Diese Erklärung erweckte meines Freundes Utridge entschiedene Mißbilligung. Er selbst pflegte sich zwar nie vor zwölf Uhr von seinem Lager zu erheben und er war sogar einmal, als ein unvorsichtig fortgeworfenes Streichholz ein Loch in seine einzige Hofgebrannt hatte, volle achtundvierzig Stunden im Bett geblieben. Er meinte aber, und das nicht ganz zu Unrecht, daß zwischen achtundvierzig Stunden und vierzehn Tagen denn doch ein gehöriger Unterschied bestehe. „Faulpelz,“ verwies er ernsten Tones unsern Freund Freddy. „Schämst du dich nicht, die kostbare Zeit der goldenen Jugend so zu vertrödeln, statt sie zu benutzen, dir einen Namen zu machen und dir ein Vermögen zu erwerben?“

Freddy erklärte beleidigt, daß man ihm bitter unrecht tue.

„Ich hatte einen Unfall,“ sagte er. „Ich war vom Rad gefallen. Hatte mir den Knöchel verstaucht.“

„Bech,“ war unser ebenso unisono wie präzise geäußertes Kommentar zu diesem Tatbestand.

„Kann ich nicht finden,“ meinte Freddy. „War gar nicht übel, sich mal so recht auszuschlafen. Und dann bekam ich doch noch die hundert Mark.“

„Hundert Mark?“

„Na ja. Von der Radfahrerzeitung; weil ich mir doch den Knöchel verstaucht hatte.“

„Waas,“ schrie Utridge, der sich immer sehr aufzuregen pflegte, wenn er von leicht verdientem Gelde hörte. „Du willst uns im Ernst einreden, daß dir irgendeine Zeitung einen Hundertter bar auf den Tisch zahlte, weil du dir den Knöchel verstaucht hast? Nach doch keine Witze. So etwas gibt es doch gar nicht.“

„Aber es ist wahr!“

„Kannst du mir den Hundertter zeigen?“

„Ich kann, aber ich will nicht; denn dann würdest du mich sofort anpumpen.“

Utridge ging über diese boshafte Bemerkung mit verächtlichem Schweigen hinweg und fragte, stets auf das Wesentliche konzentriert: „Würden die Leute jedermann, der sich den Knöchel verstaucht, hundert Mark bar zahlen?“

„Ja, natürlich! Wenn er Abonnent ist.“

„Ich wußte, die Sache hat einen Haken,“ sagte Utridge betrübt.

„Eine Menge Zeitschriften machen jetzt solche Sachen,“ fuhr Freddy fort. „Man nimmt ein Jahresabonnement und hat gratis eine Unfallversicherung.“

(Fortsetzung folgt.)